

Russisch als Eisbrecher

Ulrike Offenberg war evangelisch und ist heute Rabbinerin in Hameln

Ulrike Offenberg leitet eine Liberale Jüdische Gemeinde in Hameln. Über Traditionen, das Rabbinat in Teilzeit, Identitätsfindung und ihren Weg zum Judentum sowie zur Rolle der Sprache und den Integrationsprozess von zugewanderten Familien in der dritten Generation sprach sie mit Rocco Thiede.

Als jüdische Frau in Hameln stehen Sie in einer historischen Tradition.

Ulrike Offenberg: „Hameln wurde in der jüdischen Welt vor allem durch Glückel von Hameln bekannt. Das war eine erfolgreiche jüdische Kauffrau, die im frühen 18. Jahrhundert eine Autobiografie verfasste, die bis heute als herausragende Quelle für die Geschichte der deutsch-jüdischen Kultur gilt. Ihr jiddischer Text zeigt die Schwierigkeiten der jüdischen Emanzipation und Integration in Deutschland. Außerdem finde ich meine Rolle als Frau wichtig, weil vor allem traditionelles Judentum als männlich geprägt wahrgenommen wird und auch in Deutschland Rabbinerinnen noch eine Seltenheit sind. Deshalb möchte ich zeigen, dass wir als Frauen hier gute Arbeit machen, und damit belegen, dass das Rabbinat keine reine Männerdomäne ist.“

Wie war Ihr Weg von Berlin in die niedersächsische Provinz?

Das erste Mal war ich in Hameln als Rabbinatsstudentin. Ich absolvierte hier ein Praktikum und habe dadurch die Gemeinde und die Gemeinde mich intensiv kennengelernt. Schnell haben wir gegenseitig gemerkt, dass wir uns gegenseitig mögen. So entstand der Wunsch, mich als Rabbinerin anzustellen. Also habe ich meine Ausbildung in Jerusalem abgeschlossen und bin ein Jahr später wieder nach Hameln zurückgekommen. Hier



Die Historikerin Ulrike Offenberg hat die Rabbiner-Ausbildung hat am Abraham Geiger Kolleg in Potsdam begonnen; am renommierten Hebrew Union College in Jerusalem wurde sie zur Rabbinerin ordiniert – als einzige Nicht-Israelin. Foto: Rocco Thiede

habe ich eine Teilzeitstelle, weil es eben eine kleine Gemeinde ist. Ich werde zwei Mal im Monat hier sein.

Was machen Sie mit dem Rest Ihrer Zeit?

Ich arbeite weiter freiberuflich, vor allem unterrichte ich, zum Beispiel Thora- und Bar-Mitzwa-Vorbereitung. Außerdem habe ich an der Universität in Duisburg-Essen einen Lehrauftrag. Da geht es um Einführung ins Judentum für katholische Lehramtsstudenten. Auch engagiere ich mich im interreligiösen Gespräch zwischen Christen, Muslimen und Juden.

Wo setzen Sie Schwerpunkte der Gemeindegarbeit?

Die schwierige Aufbauphase wurde erfolgreich absolviert. Die Gemeinde ist ja vor 20 Jahren aus dem Nichts entstanden, gegründet von ein paar Flüchtlingen und einigen hier lebenden Juden aus vielen Ländern. Die Berufung von Irit Shillor als rabbinischer Beistand hat maßgeblich die Gemeinde in religiöser und geistlicher Hinsicht geprägt. Vor fünf Jahren haben wir unsre neue Synagoge eingeweiht.

Irgendwie ist es ein bisschen so, dass ich fast ins fertig gemachte Nest komme. Jetzt geht es darum, die Familienarbeit zu verstärken, fortzuführen und auszubauen, was meine Vorgängerin initiiert hat: die regelmäßigen Gottesdienste, der Unterricht für Erwachsene und für Kinder, die Bar-Mitzwa-Vorbereitung, kurz: alles so zu gestalten, um die zweite und dritte Generation der Zuwanderer zu erreichen.

Die jungen Menschen aus den Familien der früheren Sowjetunion wurden hier schon geboren und sprechen oft besser Deutsch als Russisch. Sind sie voll integriert?

Eigentlich kann man bei ihnen nicht mehr von Zuwanderern sprechen, weil die Kinder oder Enkel schon hier geboren sind und sich hier wirklich zu Hause fühlen. Aber oft ist in diesem Integrationsprozess der Familie der Anschluss ans Judentum verloren gegangen. Auch weil viele in der Sowjetunion das Judentum als etwas von außen Definiertes erlebt haben, was sie negativ betroffen hat. Der Antisemitismus hat ihre jüdische Identität forciert. Das ist natürlich hier in Deutschland weggebrochen. Also steht die Frage, was gibt man der zweiten und dritten Generation für ihre jüdische Identität mit auf den Weg?“

Was werden Sie also tun?

Grundsätzlich sollten wir wegkommen von so einem paternalistischen Verhältnis, das oft im Umgang mit den Zuwanderern gepflegt wird. Es gibt eine ziemliche kulturelle Kluft zwischen sogenannten deutschen, westeuropäischen oder amerikanischen Juden und den Juden aus der früheren Sowjetunion. Vor allem werden die Leute aus der Sowjetunion belächelt, weil sie eben kaum jüdisches Wissen

haben, stattdessen aber viele sowjetische Bräuche hierher mitbrachten. Ich finde, da sollen wir mal ein bisschen bescheiden werden und schauen, wie auch die Auswanderung oder die Flucht von deutschen Juden vor dem Zweiten Weltkrieg lief und wie die Exilanten das jüdische Leben in der Ferne geprägt haben. Als die Flüchtlinge in New York oder in Tel Aviv ankamen, sind sie auch nicht mit offenen Armen empfangen und sogar als Fremdkörper empfunden worden. Erst heute, 70 Jahre später, wird ihr Beitrag zur Entwicklung der jüdischen oder der israelischen Kultur gewürdigt.

Als gebürtige Ostberlinerin können Sie Russisch verstehen und sprechen.

Die Sprache ist wichtig, und als Eisbrecher ist mein Russisch gut genug. Im Gottesdienst oder im Unterricht kann jemand übersetzen. Aber für die persönlichen Begegnungen und für seelsorgerische Gespräche ist es wichtig, dass man ein Gespräch unter vier Augen führen kann. Zwar ist mein Russisch weit davon entfernt, perfekt zu sein, aber es schlägt eine Brücke zu vielen Gemeindegmitgliedern.

Sie wurden nicht als Jüdin geboren, sondern konvertierten. Wie lang war Ihr Weg von einer protestantisch getauften zur jüdischen Frau?

So etwas ist immer ein langer Prozess. Nicht nur bei mir war es ein wichtiger Teil von Identitätsfindung. Dazu gehört auch die Religion. Ich habe viel gelesen und gelernt übers Judentum und bin über einen langen Weg dann dorthin gekommen, bis ich merkte, das ist das richtige Lebenskonzept auch für mich. Es begann, als ich 19 oder 20 Jahre alt war. Der Prozess bis zum Übertritt dauerte etwa fünf Jahre.